

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 22

Artikel: Frühling
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639810>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mir häufig erzählen lassen, wie man sich zu einem angreifenden Nashorn verhalten muß. Man bleibt ganz ruhig stehen (wenn man es fertig bringt), bis das Tier nur noch einen Meter entfernt ist. Dann hüpfst man leichtfüßig zur Seite, während das blindwütige Nashorn geradeaus weiter schießt. Das klingt sehr einfach, läßt bei mir aber noch zu vielen Zweifeln Raum. Man soll nicht alles glauben, was erzählt wird. Auch schwärme ich nicht für die Rolle des Versuchsaninchen. Außerdem gelten diese Ratschläge für ein einziges Nashorn und nicht für drei. Aber ich mußte durchaus ein bewegtes Bild haben. Daher ließ ich De Bruin nichts von meiner Angst merken und bat ihn, zu feuern. Er erfüllte meinen Wunsch sofort. Der Schuß brachte mit erschreckender Plötzlichkeit durch die Stille der Natur. Die drei Urvieler kriegten einen fürchterlichen Schock. Sie wußten zunächst nicht, was sie tun sollten, und machten die komischsten Bodsprünge, bis sie sich endlich zu einer bestimmten Fluchttrichtung entschlossen. Natürlich wählten sie die falsche und kamen pfeilgerade auf uns zu. Ich drehte meinen Film, obgleich die Knie schlotterten, als ob sie an der Wäscheleine hingen. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis ich beweisen mußte, ob man einem Nashorn ausweichen kann. Ich war zu sehr mit dem eigenen Schicksal beschäftigt, um darüber nachzudenken, was der kostbaren Bildkammer geschehen würde. Aber alle meine Sorgen und Befürchtungen waren umsonst, denn kurz vor uns machten die Tiere aus irgendeinem unbekannten Grunde plötzlich kehrt, so daß ich eine prachtvolle Hinteransicht auf den Film bannen konnte. Noch nie hat mir ein Bild so unaussprechliche Freude gemacht wie diese Rehrseite. Kein Anblick hätte für mich in diesem Augenblick erhebender und künstlerischer wirken können. Die Nashörner verschwanden mit unglaublicher Geschwindigkeit jenseits der Hügelkuppe. Als ich mir den strömenden Schweiß aus der Stirne wischte, fühlte ich, daß mir das Glück wieder einmal hold gewesen war. Zugleich bat ich meinen Gefährten um Verzeihung, daß ich ihn dieser Gefahr ausgesetzt hatte. Er lachte aber nur und sagte, daß ihm die Sache ungeheuren Spaß gemacht habe. Zugleich sprach er den Wunsch aus, daß es ein guter Film werden möge. Das war es, was natürlich auch ich in erster Linie vom Abenteuer erhoffte.

Ebenso müde wie hochbefriedigt kehrten wir ins Lager zurück.

Ueberlistet.

Von Karl Alexander Prusz.

Folgende kleine Geschichte ist nunmehr vor hundert Jahren passiert und trotz ihres hohen Alters noch so späßig, daß es sich wirklich verlohnt, sie zu erzählen.

Ein französischer Kaufmann hatte in England Verwandte, die er eines Tages, zwecks Erbteilung aufsuchen mußte. Um nun die Reisekosten wieder einzubringen, gedachte der Kaufmann die Fahrt in das fremde Land mit einem Geschäft verbinden zu können und kaufte daher für 6000 Franken Handschuhe, die er in England mit Vorteil loszuschlagen hoffte, da ihm bekannt, daß französische Handschuhe bei den Briten ein gesuchter Artikel waren.

Nach schneller Ueberfahrt erreichte der Kaufmann Dover und mußte nun auf dem Zollamt sein Gepäck vorlegen.

„Haben Sie irgend etwas Steuerbares bei sich?“ wurde er angedreht.

„Freilich — einen Posten französischer Handschuhe, für die ich den Zoll entrichten möchte.“

„Bitte, zeigen Sie her. — Welchen Wert haben die Handschuhe?“

Einen Augenblick überlegte der Kaufmann. Dann sagte er, in der Meinung, weniger Zollgebühren entrichten zu brauchen:

„3000 Franken.“

Der Beamte sah den Kaufmann scharf an.

„Wollen Sie bitte einen Augenblick warten.“

Damit verschwand er in das Zimmer des Zollvorstehers.

In damaliger Zeit gab es in England ein Zollgesetz ganz eigener Art. Deklarierten nämlich Reisende die zu verzollenden Waren zu einem Werte, der in keinem Verhältnis zu dem wirklichen Werte stand, so hatten die Zollämter die Ermächtigung, die Ware zu dem angegebenen Werte anzukaufen und der Reisende, der sich dagegen nicht wehren konnte, war die Ware los. —

Nach kurzer Zeit kam der Beamte zurück, setzte nun den Kaufmann von jenem Gesetz in Kenntnis, zahlte 3000 Franken und empfahl sich mit den Handschuhen, die das Doppelte gekostet hatten, überaus freundlich.

Mit und Verzweiflung des Kaufmanns über diesen Verlust wichen jedoch bald ruhiger Ueberlegung. Zuerst besorgte er sich ein Gesetzbuch und vertiefte sich in die englischen Zollbestimmungen. Dann führte er, wieder nach Frankreich zurückgekehrt, seinen Plan aus, in welchen er allerdings einen Freund einweihen mußte. Er kaufte wieder Handschuhe, diesmal für 50,000 Franken und teilte sie mit seinem Freunde, so daß jeder die Hälfte erhielt. Darauf bestiegen die Herren zwei Paketboote, deren eins nach Brighton, das andere nach Dover segelte, um so auf zwei Wegen die Handschuhe nach England einzuführen.

Sowohl in Brighton wie in Dover spielte sich bei der Landung nun genau dieselbe Szene ab.

„Sie haben was zu verzollen, mein Herr?“

„Freilich, eine Partie französischer Handschuhe.“

„Wollen Sie bitte zeigen!“

„Gern, hier sind sie.“

„Wie hoch schlagen Sie den Wert an?“

„10,000 Franken.“

„10,000 Franken? — Das Zollamt Sr. Majestät wird so freundlich sein, Sie des ferneren Handels zu entheben. Sie werden die Ware zurücklassen und die geforderte Summe in Empfang nehmen.“

Hier wie dort empfingen die Franzosen die 10,000 Franken und gingen mit betrübten Mienen von dannen. Sie reisten, wie verabredet, einander entgegen und teilten sich nun gegenseitig ihre Erlebnisse mit.

Bald kam jener Tag, an dem nach britischem Gesetz alle Zollämter gleichzeitig die im Laufe eines Jahres beschlagnahmten und angekauften Waren versteigern lassen mußten. Der Franzose, der in Brighton gelandet war, begab sich nach Dover, und umgekehrt, der aus Dover nach Brighton.

Die Auktion begann. An den anderen Waren hatten die Franzosen kein Interesse, um so mehr aber an den Handschuhen, die ebenfalls an die Reihe kamen. Gerade wollte ein englischer Kaufmann ein bedeutendes Angebot abgeben, als der französische Kaufmann eine Entdeckung machte, die alle in Erstaunen setzte. Die Handschuhe, die in Dover versteigert wurden, waren ausschließlich rechte — nicht ein einziger linker befand sich darunter. Sie waren somit gar nicht zu gebrauchen und vollkommen wertlos. Die gleiche Entdeckung wurde in Brighton gemacht, wo sämtliche Handschuhe nur für die linke Hand paßten.

Die Bieter hielten sich zurück, keiner wollte die Ware und so ging sie für einen lächerlich geringen Preis in den Besitz der Franzosen.

Die beiden trafen sich dann in London, legten die Handschuhe wieder paarweise zusammen, um sie dann mit einem derartigen Nutzen abzusehen, daß nicht nur der frühere Verlust gedeckt war, sondern noch ein bedeutender Gewinn übrig blieb.

Frühling.

Seller Kinderfang tönt ums Haus, eine Lerche steigt jubelnd in blaue Weiten empor: der Frühling ist da, der Frühling! Sonnenschein durchflutet die Landschaft, pocht

an die Wiege von Grün und Blume, verkündet ein sieghaftes Wachsen und Werden. Ein fieberhaftes Drängen nach neuem Leben, nach Licht und Schönheit tut sich kund, in neuem Kleide und erneutem Glanze leuchtet die Landschaft.

Ein dunkles seltsames Geschehen läßt alle Herzen höher schlagen, eine unendliche Liebesfülle sucht sich Bahn und Weg. Des Lebens Poesie sind Liebe und Hoffnung, des Frühlings Lied ist die Erfüllung.

Die Wiese glänzt in einem Blütenmeer, ein Atmen liegt über den Wiesen, wenn der Wind darüber streicht. Gefiederte Freunde beleben Baum und Strauch, und ihr Gesang spricht von Lebensfreude und Daseinsglück. Überall grüht jungfräisches Grün, und alles gestaltet sich zu einem Lied, zu einer Symphonie, deren Töne Leben und Sehnsucht sind.

Kinder pflücken Blumen, nehmen, was sie am Wege finden. Ihre Hände umklammern die Sträucher, als wollten sie den Frühling zwingen, nun immer bei ihnen zu bleiben. Pieder säumen ihren Weg, und in ihren Augen wohnt die Freude. Unbekümmert um das Morgen freuen sie sich der Gegenwart und in ihren jungen Seelen wohnt das Glück...

Als Gott die Menschen erschaffen hatte, fehlte ihren Augen der Glanz, die Freude. Da ließ er Blüten wachsen und bunte Vögel werden; die Menschen wanderten in einem Blumenmeer und Vogelfang sprach zu ihren Herzen. Und siehe da! Ihre Augen erhielten Glanz, ihre Freude erhielt Ausdruck, ihre Sinne wurden wach. Und zärtlich nahte die Liebe und führte sie in ein Traumland...

Der Abendwind bringt süße, wohlbekannte Düfte, die Ansel singt ihr Lied. Sie sitzt oben im Wipfel, und der Wind streichelt ihr schwarzes Gefieder. Wie eine trübe Mahnung an das Dunkle, Vergängliche wirkt ihr schwarzes

Kleid... Doch noch herrscht der Frühling, noch sind die Tage der Blumen, Schönheit und Sehnsucht rasten über uns.

In tausend bunten Farben liegt eine Welt um uns, es singt, zwitschert, jauchzt, es springt, flattert, schwirrt und in allem liegt ein Stück Leben und Geschehen. In uns lebt ein Jubel, über unserer Seele liegt ein Klingen, welches den Frühling grüht, ein lichter Glanz, der den Alltag heller stimmt und froh und stark werden läßt. Wir spüren der Seele leisen Flügelschlag, ein Drängen nach dem Licht, ein festes Wollen und Wagnis.

So manche Freude küßt der Frühling wach, so viele Sorgen streichelt der Lenz aus unserer Seele. Man lebt in dem Gefühl, als werde nun alles anders, als mühte sich nun alles Dunkle wenden, man lebt und hofft.

Ich möchte in Blumen liegen wie ein Kind und bloß horchen und lauschen, in Lust und Freude jede Blume streicheln, welche meinen Weg säumt. Ich möchte niederknien und in gläubigem Staunen dem gewaltigen Einklang lauschen, welcher aus der Natur an unser Herz dringt. Über Feld und Wald liegt ein Veden, ein Schmeicheln, und mit jedem Blid und Pulschlag grühe und kose ich die Welt, welche meinem Leben Zweck und Inhalt geben hilft.

Hoch am Himmel zieht eine weiße Wolke. Ich möchte mich an sie hängen und mit ihr davonsegeln durch die wundervolle, weitgeöffnete Welt, aus der ein mächtiger Daseinswille, eine freudige Lebensbejahung strömt.

Eine große unendliche Einheit zeigt sich in allen Stufen des Lebendigen. Lebenswellen, in dieser oder jener Form, sie alle eint die Eigenschaft, zu suchen, zu haben und zu verlieren. Das ist das Leben, das ist das Schicksal. Und aus ihm fließen alle Lieder des Leides und der Freude.
ar.

Frank Heller: Die Diagnosen des Dr. Zimmertür. Detektivgeschichten.

Deutsch von Marie Franzos. — Copyright by Grethlein & Co., Zürich.

18

2.

„Dieser Dichter hatte offenbar recht“, dachte Dr. Zimmertür, als er eine Woche später seine Morgenpost öffnete. Das ist nun mein zehntes Nein. Und dabei schreibe ich nicht einmal Verse, sondern Abhandlungen.

Er las den Brief der Firma Essig & Irgens noch einmal durch:

„Wir bedauern, Ihr schmeichelhaftes Angebot ablehnen zu müssen, aber die Lage auf dem Büchermarkt ist gegenwärtig eine derartige, daß kein Verleger ein Buch von so spezieller Art übernehmen kann, es sei denn, daß der Verfasser alles Risiko übernimmt und die erforderliche Sicherheit stellt.“

Die einzige Firma, die möglicherweise zu anderen Bedingungen bereit sein würde, wäre unserer Ansicht nach Solem Bierprieud, Waterlooplein. Indem wir uns der Hoffnung hingeben, daß Sie mit besagter Firma zu einer befriedigenden Vereinbarung gelangen werden, zeichnen wir hochachtungsvoll
Essig & Irgens.“

„Warum nicht eine so exzentrische Firma aufsuchen?“ dachte der Doktor und beschloß es zu tun.

Nach beendeter Ordination machte er sich auf den Weg, kreuzte den Rokin und den Zwabenburgwal und schlug den Weg zum Waterlooplein ein. Einige Schritte davon entfernt lag Joden Breestraat mit ihrem Gewühl von pittoresken Geschäftsleuten, schwarzäugigen Kindern und vollbusigen Frauen mit geöltem Haar. An der Ecke lag das Haus, das dem unübertroffenen Maler all dessen, Rembrandt Harmensz van Rijn, gehört hatte. Und hier im Schatten einiger herbstlich nackter Bäume lag die Behausung der Firma Solem Bierprieud.

Es war ein schmales, altertümliches Haus mit Giebel

und Spitzdach, die Vorderseite nahm ein Fenster ein, in dem die Verlagsartikelf der Firma ausgestellt waren. Es waren nicht viele, aber sie sprachen von einer um so größeren Vielseitigkeit. Nichts Menschliches war der Firma Bierprieud fremd. Die Auslage zeigte empfindsame Romane wie „Die weiße Lilie“; weniger empfindsame Sittengemälde wie „Die Schlafwagenmadonna“; patriotische Romane wie „Admiral Tromps Flaggenstift“, „Die Jugend Wilhelms des Schweiglamen“; Detektivgeschichten: „Der Mord bei Clapham Junction“ und „Das Silberstilet“; Handbücher in Bridge, Esperanto und Tomatenzubereitung; „Hundertachtzehn Kreuzworträtsel“, und schließlich Wissenschaft: „Das Leben auf dem Mars“ und „War Mohammed ein Germane“.

Dr. Zimmertür studierte blinzeln die Einzelheiten der Auslage, bis er sicher war, daß er sie alle in sich aufgenommen hatte. Dann wendete er sich zu den nackten Bäumen des Plazes um und lachte wie ein Verrückter. Hierher gehörten also nach Essig & Irgens' Ansicht seine Abhandlungen? Das war die aufrichtigste Kritik, die ihm noch je zuteil geworden war! „Die Schlafwagenmadonna“, „Die weiße Lilie“ und „War Mohammed ein Germane“! „Ich muß sehen, wie ein solcher Mensch aussieht!“

Er öffnete die Tür und trat ein.

Er kam in einen altertümlichen, niedrigen Laden, wo ein langer Tisch Stöße von Büchern trug, offenbar die Sortimentsbuchhandlung der Firma. Die „Weiße Lilie“ und die „Schlafwagenmadonna“ nahmen den Ehrenplatz ein; danach kamen die hundertachtzehn Kreuzworträtsel; im Hintergrund, wie es Verbrechern ziemt, lauerten „Das Silberstilet“ und seine Genossen auf Käufer. In einem Lehnstuhl hinter dem Ladentisch, mit dem Rücken zum Fenster, saß ein etwa fünfundvierzigjähriger Mann in schwarzem Talar mit Hauskappchen und Augengläsern.